

FÖDERALISMUS UND DEMOKRATIE IN DER SCHWEIZ. Von Werner Näf. 80 (24 S.).

WEGE ZUR DEMOKRATIE IN DEUTSCHLAND. Von Oskar Stark. (47 S.) Beide Freiburg i. Br. 1947, Verlag Karl Alber.

Die beiden Schriften sind aus Vorträgen hervorgegangen, die für eine im Juli 1946 von der Universität Freiburg veranstaltete Vortragsreihe über Demokratie bestimmt waren.

Werner Näf, der bekannte Berner Historiker gibt ein klares, die wesentlichen Züge hervorhebendes Bild der Entwicklung vom „bundesmäßigen Zusammenschluß der Bürger- und Bauernrepubliken“ zur föderativen Demokratie, — jenem stufenförmigen Aufbau von der Gemeinde über den Kanton zur Eidgenossenschaft, der gegenüber dem westeuropäischen Zentralismus die Schweizer Eigenart behauptet hat. Auch für die Schweizer Neutralität findet er eine überzeugende historische Rechtfertigung.

Oskar Stark berichtet über die Entstehung und die Grundzüge unseres gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustandes und sucht mit abgewogenen Worten die Voraussetzungen für eine gesunde demokratische Fortentwicklung aufzuzeigen. Seinen — freilich wenig konkretisierten — Postulaten kann man nur beipflichten: Er sieht die deutsche Aufgabe in der Entwicklung einer „sozialen Demokratie“, die — unter Abkehr von Reaktion und totalitärem Despotismus — letzten Endes auf einem „wohlverstandenen christlichen Verhalten in der Politik“ beruhen und mit einer Wiedereingliederung der industrialisierten Massen in den Staat dem „Auftrag des Jahrhunderts“ Rechnung tragen müsse.

O. M. v. Nostitz

Literatur

GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN LITERATUR. Erster Teil: Die klassische Periode der Griechischen Literatur. Von Wilhelm Schmid, ord. Professor an der Universität Tübingen. Vierter Band, zweite Hälfte, erster Abschnitt. (562 S.) Biederstein-Verlag, München 1946. Geh. Mk. 25.—

Seit dem Jahre 1929 hatte der Tübinger Professor die völlige Neubearbeitung der griechischen Literaturgeschichte im Handbuch der Altertumswissenschaft übernommen. Jetzt konnte er den 4. Band, der die klassische Periode abschließt, vollenden. Dieser Schlußband umfaßt im wesentlichen die Darstellung der altattischen Komödie mit

Aristophanes als ihrem Höhepunkt — ihm ist fast die Hälfte des Bandes gewidmet —; anschließend werden die nicht dramatischen Dichtungsarten wie Epos, Parodie u. a. behandelt, und den Abschluß bildet ein ausführliches Kapitel über den weltanschaulichen Einfluß der klassischen griechischen Dichtung nach der religiösen und allgemein sittlichen Richtung.

Bleibt auch dieser Band der griechischen Literaturgeschichte in seiner lückenlosen Fülle des erarbeiteten Stoffes und seiner fein abgewogenen Darstellung der Dichtungen das Standardwerk für den Philologen und Literaturhistoriker, so bieten die weltanschaulichen Wertungen auch dem Nichtfachmann einen lehrreichen Einblick in die religiöse und sittliche Haltung des Griechentums. Dabei wirkt das im besten Sinne klassisch abgeklärte Urteil des Verfassers überaus wohlthuend. Zeitnahe Beziehungen drängen sich manchmal geradezu auf, ohne daß sie irgendwie bewußt gesucht erscheinen; so wenn der Zweck der attischen Komödie dahin bestimmt wird, mit ihren Angriffen auf Personen des öffentlichen Lebens eine cura morum auszuüben, eine Aufgabe, die der ernstere Römer Cicero mißbilligen zu müssen glaubte, wenn er schreibt, es „sei besser, solche Bürger vom Zensor als vom Dichter brandmarken zu lassen“ (De re publ. IV 10); oder wenn dem greisen Aischylos die in der engen attischen Demokratie ebenso wie bei großen Völkern beherzigenswerten Worte in den Mund gelegt werden:

„Zieht keinen jungen Löwen auf im Staat; Erwächst euch einer, müßt ihr ihm euch fügen“ (Aristophan., Frösche 1431).

Man darf den greisen Tübinger Gelehrten aufrichtig dazu beglückwünschen, daß er trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen eine solche Arbeit in heutiger Zeit ringen mußte, der Gelehrtenwelt ein solches Werk schenken konnte, und mit ihm die Hoffnung teilen, es möge ihm vergönnt sein, auch den 5., den Schlußband, noch druckfertig zu gestalten. J. Knünz S. J.

ROMEO ODER DER LIEBHABER DER LIEBE. Von Karel van de Woestijne. Verdeutsch von Heinz Graef. (60 S.) München 1946, Karl Alber. M 2.50.

Shakespeare muß es sich gefallen lassen, daß ihm seine Liebestragödie auf eine Art nacherzählt wird, aus der er alle Fehler zu lernen hätte, die er darin beging. Die Berichtigung fängt damit an, daß die Personen

erst einmal wirklich italienische Namen bekommen, und sie hört damit auf, daß Romeo als ein Schwadronneur der Liebe entlarvt wird. Romeo liebe nicht Julia, sondern seine Liebe selber, den Rausch, verliebt zu sein. Einer echten Liebe sei er gar nicht fähig, weil er viel zu sehr in seine schöne Pose und in sein klingendes Pathos vernarrt sei.

Eine solche Deutung ist, obwohl sie aus dem Jahre 1917 stammt, bezeichnend dafür, daß die modernen Geister gesonnen sind, das Erbe der Väter nicht anders als mit Kritik und Vorsicht anzutreten. So sehr sind manche von ihnen auf Ehrlichkeit der Gefühle aus, und so wenig sind sie bereit, etwas Hergebrachtes zu übernehmen, bevor sie seine Echtheit erprobt haben, daß sie eher einen Argwohn zu viel als einen Verdacht zu wenig erheben. Im vorliegenden Fall scheint es sich um einen solchen verzeihlichen Über-eifer zu handeln. Shakespeare ist zwar nicht unfehlbar, und es mag sogar einem Mittelmaß von Scharfsinn gelingen, ihm hie und da eine Ungereimtheit nachzuweisen. Aber es heißt das Wesen der klassischen Poesie verkennen, wenn man Shakespeares Liebesverse für falsches Gefühl und unechtes Pathos erklären will, weil diese Sprache in unserem Alltag redselig oder überschwenglich klingen würde. Freilich, die modernen Dichter bevorzugen einen weniger deklamatorischen Stil in der Sprache der Gefühle, und wir empfinden diese Zurückhaltung als angemessen und wohlthuend. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Kargheit zunächst das Zeichen der Armut und nicht der Echtheit ist. Mag sie auch manchmal als die Hülle zu verstehen sein, die die Scham annimmt, um eine Glut zu verbergen, so ist doch hinter ihrer Maske ein unredliches Gefühl ebenso verborgen wie ein reines, und auch ein Nichts von Gefühl kann sich hinter ihr immer noch ein ehrbares Ansehen geben. Wir haben keinen Grund, unsere Art, mit Gefühlen umzugehen, für unanfechtbarer zu halten als einen großen Dichter wie Shakespeare.

W. Barzel S. J.

IN GERICHT UND GNADE DER WAHRHEIT. Vom Sinngehalt der Meisterballaden Schillers. **HEIMRUF UND HOFFNUNG.** Goethes „Hermann und Dorothea“ in der Stunde der deutschen Entscheidung. Von Ferdinand Bergenthal. (115 u. 160 S.) Augsburg 1947, Johann Wilhelm Naumann. 4.20 u. 5.00 Mk.

Der Gedanke des ersten Bändchens ist dieser: von den großen Balladen Schillers aus in die Besinnung zu führen und das

Dichterwort zum Leitstern der Wahrheit zu machen. „Der Taucher“, „Der Kampf mit dem Drachen“, „Die Bürgschaft“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Der Graf von Habsburg“, das sind Gedichte, die wohl meist noch bekannt sind, und wenn sie es nicht mehr sind, lohnt es, sie in die Erinnerung zurückzurufen. (Praktischerweise sind die Texte mit abgedruckt). Wer ihren Gehalt darlegt und erläutert, bietet wesentliche Erkenntnisse. Der Verfasser tut es mit eindringlichem Ernst. Seine Interpretation kreist um die Schillerschen „drei Worte des Glaubens“: Freiheit, Tugend, Gott. Mit der Warnung vor den „drei Worten des Wahns“ wird der Leser entlassen — beschenkt, bereichert, wohl auch ein wenig beschwert. Die Sprache des Büchleins ist schwierig und dem Zweck der Verständlichmachung deshalb nicht immer angemessen.

Den Einwand, den der Verfasser am Schluß, um ihn abzuwehren, sich selber macht, können wir ihm leider trotzdem nicht ersparen: Schiller und andere Geister, die er hinzuzieht, wie Platon, Kant, Leibniz, etwas zu unbesehen zu Zeugen Christi herangerufen zu haben. Wir müssen heute kritischer sein und die Weisheiten der Idealisten genauer von der Wahrheit des Christentums abheben. Glaube ist nicht nur „das Ja zu sich selbst“ (25), sondern das Ja zu dem offenbaren Gott. Dem Verfasser ist das offensichtlich nicht unbekannt, aber er ist in dem Bestreben, das Christliche dem Menschen von heute nahezubringen, so weit gegangen, daß Menschenwort und Gotteswort nicht mehr genügend zu unterscheiden sind.

Im zweiten Bändchen stellt der Verfasser Goethes „Hermann und Dorothea“ als eine „Welt von Gestalten... von unverbrüchlicher, aber unendlich milder und schöner Strenge“ (19) dem Chaos und der Verwilderung von heute entgegen. Das Gesunde, das Gemäßigte, das Beharrende, das Zuchtvolle wird gepriesen, ohne Rücksicht auf die Mode wird das bescheidene Glück und die stille Harmonie der lauten Verzweiflung und der interessanten Zerrissenheit vorgezogen. Es ist notwendig und heilsam, wieder an die erprobten Werte zu erinnern. Hier geschieht es mit solcher Tiefe, daß das Selbstverständliche zur Entdeckung werden kann.

Der Verfasser nennt dieses Werk Goethes „die deutscheste aller deutschen Dichtungen“ (43). An ihr habe der Eros der Deutschen sein Vorbild zu nehmen und die